

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Merkwürdiges Abenteuer des Magisters Renatus, weiland Schulmeister in
Hackpiffel

Merkwürdiges Abenteuer des Magisters Renatus, weiland Schulmeister in Hackpfiffel.

Thüringische Volkssage, erzählt von Elisabeth Müller.

Wer hat nicht schon von dem Berg Kyffhäuser in Thüringens „gold'ner Au“ gehört, in welchem der Kaiser Friedrich Rothbart so lange geschlafen hat, bis er endlich im glorreichen Jahre 1870 als Wilhelm Weißbart wieder erwachte. Gewiß, soweit die deutsche Zunge klingt und sogar noch weiter, sind die schönen Sagen, die sich an diesen berühmten Berg knüpfen, bekannt. Viel weniger aber die, welche man in jener Gegend von der Nachbarin der Burg Kyffhausen, der Rotenburg, erzählt. Möge sie denn hier ihre Stelle finden.

Die Rotenburg liegt nur eine kleine Stunde von der Kyffhäuserburg entfernt, von welcher sich ein schöner breiter Weg über den Gebirgsrücken hinab dahinzieht. Sie ist kleiner, als ihre großartige Nachbarburg (ihr ganzer Umfang beträgt ungefähr 400 Schritte), aber ihre Ruinen sind besser erhalten und geben daher ein schöneres Bild, wozu ihre ganze Umgebung, die man sich kaum romantischer denken kann, nicht wenig beiträgt. Auch hat ihre verborgene Lage viel Ueber-
raschendes; denn nachdem man eine Zeit lang unter dem dichten, schattigen Laubgang des Waldes gewandelt, krümmt sich der Pfad und man erblickt mit einemmale die schöne Schloßruine vor sich. Den steilen Bergkegel krönen hohe, von Fensteröffnungen durchbrochene Mauern mit einem geborstenen Turme, der in der zu erzählenden Sage eine Rolle spielt, alles von Bäumen und Gesträuch malerisch durchwachsen. Die Mauern des langen Hauptgebäudes sind noch ganz und sogar die verzierten Fensterbogen noch gut erhalten. In einem von Säulen getragenen Gewölbe, das vielleicht die Kapelle gewesen, vom Volke aber die „Küche“ genannt wird, könnte man zur Not noch Obdach gegen die Unbilden der Witterung finden. Von beiden Seiten dieser Burg sieht man in das tiefe Thal der Aue, worin zahlreiche Dörfer zerstreut liegen; im Hintergrunde erheben sich die Berge des Harzes, aus welchen der berühmte oder auch berühmte — durch die Sage von der Walpurgisnacht — Brocken majestätisch hervorragt.

Dies der Schauplatz, auf dem unsere Sage spielt. Die Sage selbst lautet im Volksmunde wie folgt:

Nicht weit von der Rotenburg liegt ein Dorf mit dem wunderlichen Namen Hackpfiffel; dort

soll vor ein paar hundert Jahren ein Schulmeister, Renatus mit Namen, ein außerordentlich geschickter Mann, gelebt haben, der ein gutes Teil mehr wußte und konnte, als andere Leute, denn er hatte Tag und Nacht in dickleibigen Büchern gelesen, in welchen die wundersamsten Dinge standen; man sagte von ihm, daß er nicht allein — hegen und den Teufel beschwören, sondern auch aus Erz und allerlei Kräutern, die er zusammentochte, Gold machen könne; freilich reich war er merkwürdigerweise dabei dennoch nicht geworden. Das Beste aber, was er verstand, das war sein Zitherspiel; darin that es kein anderer ihm gleich, und wenn es im Dorfe einen Tanz gab und er dabei aufspielte, dann konnten die Leute fast gar nicht mehr aufhören; es riß sie unwillkürlich mit fort, so wunderbar war sein Spiel.

Einst, als er auch wieder zum Tanze aufgespielt, kam er, die Zither auf dem Rücken, auf seinem Wege nach dem sogenannten „Ratsfelde“, das jenseits des Berges liegt, an der Rotenburg vorbei; es war bereits dämmerig und er mußte noch vor einbrechender Nacht dort sein, deshalb beschleunigte er seine Schritte. Als er nun, ganz in Gedanken versunken, an dem dicken, geborstenen Turm vorbei will, ruft ihm plötzlich eine Riesenstimme zu: „Renatus, steh'!“ Dieser fährt vor Schreck zusammen wie ein Taschenmesser; denn wenn er auch gerade kein Hasenfuß war — fürchtete er sich doch selbst vor dem Teufel nicht, den er schon so oft beschworen und an die Wand gemalt! — so war es ihm doch bei diesem Anrufe gar nicht geheuer zu Mute. Sonderbar! Wie so manchmal war er doch schon, selbst in der Mitternachtstunde, an dem alten Gemäuer vorübergegangen, ohne daß ihm etwas Besonderes aufgestoßen.

Er bleibt also stehen und sieht sich nach allen Seiten um, woher denn eigentlich der Ruf gekommen sein möge? Doch da war weit und breit weder etwas zu sehen, noch zu hören. Er wollte daher wieder weiter schreiten; kaum aber hatte er einen Schritt gemacht, so schallte es ihm mit noch stärkerer Stimme entgegen: „Renatus steh'!“ Wieder hält er an, zittert aber wie Espenlaub. Nun tritt aus der Thüre des geborstenen Turmes eine riesige, hagere Gestalt

in einem langen grauen Gewande, das mit einem Strick um den Leib gegürtet ist; auf dem Kopfe trägt dieselbe eine hohe, spitze, kirchturmähnliche Mütze; vorn auf der Brust aber einen schwarzen Totenkopf. Neben dieser Gestalt steht ein großmächtiger Bullenbeißer mit funkelnden Augen und einer blutroten Zunge, die er ellenlang aus dem Rachen streckt. Die graue Gestalt aber redete unsern zitternden und bebenden Schulmeister folgendermaßen an: „Renatus, ich habe Dich zur Vollbringung eines Werkes ausersehen, das eines unerfrockenen und klugen Mannes, wie Du bist, bedarf; tritt darum mit mir in das Gewölbe und ich werde Dir sagen, was Du zu thun hast.“

Renatus merkte, daß ihm unter den obwaltenden Umständen kein Widerstreben helfen würde; denn der große Bullenbeißer mit der blutroten Zunge und den rollenden Augen schloß ihm gewaltigen Respekt ein; mit dem war offenbar nicht zu spaßen. Er verbeugte sich stumm, da er vor Angst kein lautes Wort hervorbringen konnte; zum Zeichen, daß er dem Befehle gehorsamen wolle, legte er seine Zither vor der Thüre des Gewölbes nieder und folgte der grauen Gestalt.

Diese führte ihn nun zum Hintergrund des Turmes, wo er beim schwachen Schein eines Lichtes etwas, das die Form eines menschlichen Körpers hatte, in Linnen gewickelt auf der Erde liegen sah; offenbar ein Leichnam, denn es war nicht die geringste Bewegung daran wahrzunehmen. Dem armen Renatus gruselte es denn doch, trotz seines sonstigen Mutes.

Der unheimliche Graue ließ ihm jedoch nicht lange Zeit zum Nachdenken über diese geheimnisvolle Sache, sondern befahl ihm in herrischer Weise, neben dem Leichnam eine Grube zu graben und ihm zu helfen, den Körper darein zu versenken. Halb tot vor Furcht und Graus ergriff der unglückliche Schulmeister den bereit stehenden Spaten und begann seinen Frohndienst auszuführen; allein obgleich die Erde locker und daher nicht allzu schwer umzugraben, war er doch

in Schweiß gebadet, noch bevor die Grube fertig wurde.

Endlich war seine Aufgabe vollbracht, der Leichnam eingesenkt und mit Erde bedeckt. Renatus seufzte tief auf; so schwer war ihm noch keine Arbeit geworden und er hätte ohne Zweifel vorgezogen, lieber drei Tage und eben so viele Nächte zum Tanze aufzuspielen, als hier das Amt des Totengräbers zu verwalten.

„Gut so, Renatus“, sagte jetzt der graue Mann, „ich bin mit Dir zufrieden.“ Dann aus seinem langen Rocke eine Flasche Wein, ein Brot und ein Stück Fleisch hervorziehend, fuhr er fort: „Hier ist Speise und Trank, erquicke Dich;

auch steht draußen vor der Thüre ein Rosß für Dich gesattelt, das besteige, es wird Dich sicher und ruhig tragen, wohin du willst.“

Renatus nahm die gebotene Nahrung und steckte sie in seine Taschen, für das Rosß aber dankte er, da er nicht zu reiten verstehe und lieber zu Fuß gehe, und nach dieser Erklärung wollte er sich eiligst entfernen. Allein so leichten Kaufes sollte er nicht davon kommen, der Graue hielt ihn am Arme fest und befahl in seiner herrischen Weise, der entgegen zu handeln Renatus nicht wagte: „Du sollst aber und mußt reiten — ich will es! Doch brauchst Du keine solche Angst zu haben, denn das Rosß ist lammfromm und Du magst es behalten als Dein Eigentum. Nur

eines empfehle ich dir: berühre beim Reiten ja nicht die Saiten deiner Zither, sonst — bist Du verloren. Höre wohl! Du bist dann verloren, es sei denn, daß dir ein weißes Rosß begegne.“

Was wollte der arme Schulmeister machen? Er war in der Gewalt des Grauen und mußte sich hüten, ihn zu erzürnen. Er verließ also das unheimliche Gewölbe und fand wirklich vor der Thüre des Turmes ein kohlschwarzes Pferd angebunden, das er mit Herzklopfen und nach vielen vergeblichen Versuchen — denn der ungeübte Reiter war immer von neuem, wenn er die eine Seite glücklich erklommen, auf der andern wieder unglücklich hinuntergefallen — be-



Renatus, sieh!

stieg; doch das Roß schien ja wirklich außerordentlich fromm und harmlos, denn es hatte trotz aller schülerhaften Ungeschicklichkeit des Schulmeisters in der nie geübten Reitkunst ganz geduldig stille gehalten. Die Zither wurde natürlich nicht vergessen.

Endlich war das Kunststück gelungen, Renatus saß so ziemlich fest und das Roß setzte sich nun in einen ruhigen Trab — und je länger unser Schulmeister reitet, desto mehr wächst ihm auch der Mut, ja er wird zuletzt so sicher, daß er seinem Gaul die Zügel auf den Hals legt und aus seinen Taschen die erhaltene leibliche Stärkung hervorholt. Gar herrlich läßt er sie sich munden nach all' der ausgestandenen Angst, besonders den feurigen Trank, von dem die Flasche gar bald keinen Tropfen mehr enthielt. Die Wirkung davon blieb denn auch nicht aus — unser guter Renatus war in Folge dessen so lustig geworden, daß er die geleerte Flasche hoch in die Luft warf und aus vollem Halse ein „Schelmenlied“ um das andere in die Nacht hineinschmetterte.

Schon ist er fast am Ziele seines nächtlichen Rittes, schon sieht er die Lichter vom „Ratsfelde“ herüberfunkeln und glaubt sich nun gesichert vor jeglichem Unheil; da bemächtigt sich seiner der Uebermut; er vergift in seiner Weinlaune der Warnung des Grauen — er kann nicht widerstehen, er muß in die Saiten seiner Zither greifen — — — aber, o weh! welche dämonische Wirkung haben diese Töne auf das fatale Tier unter ihm! Kaum hat er die Saiten berührt, da bäumt sich das Roß, schnaubt, tobt, schlägt vorn und hinten aus, steigt kerzengerade in die Höhe und fliegt zuletzt wie der Sturmwind mit seinem unglücklichen Reiter auf und davon. Vergebens versucht Renatus, das ungestüme Tier zu händigen, zu beruhigen, umsonst es anzuhalten und sich herunter zu schwingen; es fruchtet alles nichts, das Pferd rast unaufhaltsam weiter und er selbst kann um die Welt nicht los kommen: bei dem wilden Ritt ist er stets in Gefahr, herunterzustürzen und doch wieder ist er wie mit Zauberbanden daran gefesselt.

So ging es denn, als wäre er der „wilde Jäger“, Berg auf, Berg ab, durch Thäler und Gründe, durch Wiesen und Moräste, ohne Rast und Ruhe! Renatus, in heller Verzweiflung und schnell ernüchtert, ringt die Hände, er weint und jammert, betet und flucht durcheinander; alles eins — das verzeufelte Tier rennt wie befehen immer weiter und weiter; reiten aber muß er, mag er nun wollen oder nicht, er ist dazu verurteilt. Und nicht allein dies, er muß noch

obendrein unaufhörlich die Zither schlagen — er muß, so gerne er auch aufhören möchte, da er schon allein durch diesen wahnsinnigen Ritt ganz außer Atem war. Und der gespensterhafte Gaul macht immer wildere Sätze, über Stock und Stein, über Gräben und Abgründe.

Und so galoppiert er denn in einem fort zwei Nächte und einen Tag lang und Renatus, der zuletzt sterbensmatt und totenbleich an ihm herunterhängt, denkt, das werde nun in alle Ewigkeit so weitergehen und sein letztes Stündlein habe geschlagen. Da plötzlich steht das schaumbedeckte Tier stille. — Renatus schlägt verwundert die Augen auf und sieht nun, daß er sich in einer fremdartigen, aber trostlos öden Gegend befindet und daß ein Reiter auf einem weißen Rosse auf ihn zukomme. Bevor dieser ihn aber erreichte, war der unglückliche Schulmeister ohnmächtig von seiner schwarzen Bestie gesunken.

Als er wieder zur Besinnung gekommen, erblickte er sich zu seiner größten Verwunderung in einem wunderschönen, aber fremdländisch eingerichteten Gemache, in einem prächtigen, weichen Bette liegend und in seidene Decken eingehüllt; neben seinem Lager aber einen Mann und ein schönes Mädchen, beide in türkischer Tracht, wie er sie daheim öfters auf Silberbogen gesehen.

„Ja, wo bin ich denn eigentlich?“ fragte Renatus ganz erstaunt diese fremden Leute, welche ihn schweigend und aufmerksam betrachteten; es war ihm nämlich zumute, als träume er und sei noch nicht recht erwacht. Da erzählte ihm denn das schöne Türkenmädchen, das ziemlich gut thüringisch sprach, daß er jetzt ziemlich weit von Hackpiffel entfernt sei — etwa an die tausend Meilen, im Lande Asia; ferner, daß er auf der Rotenburg in Thüringen von einem mächtigen Widersacher des Kaisers Friedrich Rothbart zu einer dunklen That, freilich gegen seinen Willen, benützt worden sei, und dann, weil er dessen Warnung vergessen und die Zither berührt, habe er reiten müssen, bis ein weißes Roß ihm begegne. Dies alles habe sie durch ihren Zauberspiegel, durch welchen sie alles sehen könne, selbst auch was in der allergrößten Entfernung vorgehe, erfahren; da sie aber ein so tiefes Mitleid mit seinem traurigen Schicksal gehabt, so habe sie ihren Vater, der ein mächtiger Türkenfürst sei, so lange gebeten, bis derselbe seinen milchweißen Zelter, an dem von den Ohren bis zur Schwanzspitze auch kein Fleckchen sei, bestiegen und ihm entgegengeritten sei, um die Verwünschung, unter der er gestanden, zu lösen. Das kohlschwarze Roß aber sei sofort in die Wüste

gerannt und niemand habe es von da an wieder gesehen.

Renatus bedankte sich nun bei dem Türkenfürsten und dessen Tochter viel tausendmal für die Hilfe in seiner Not und die gute Pflege, und als er sich nach einigen weiteren Tagen so weit erholt hatte, daß er die Rückreise antreten zu können glaubte, wollte er Abschied nehmen und sich wieder auf den Weg nach Hackpiffel machen. Da aber meinte der Türkenfürst: „Lieber Renatus, bleibe doch noch ein Weilchen bei uns; wer weiß denn, ob du je wieder in das Land Asia kommst; sieh dich darum erst noch ein wenig hier bei uns um, damit du daheim auch was Rechtes erzählen kannst. Nach Hackpiffel kannst du ja noch immer kommen, das läuft dir nicht fort.“

Da denkt unser Schulmeister: „Auch gut! da kann ich bei der versigten Geschichte auch noch was profitieren: man lernt ein wenig Land und Leute kennen, und die Hackpiffler werden sich nicht wenig wundern und mächtigen Respekt bekommen, wenn sie dann hören, was ich alles gesehen und erfahren habe!“

Er bleibt also wirklich noch eine Zeit lang bei dem Türkenfürsten und dessen schöner Tochter im Lande Asia und ließ sich's dann möglichst wohl sein: Er aß gut, trank gut und pflegte seinen Leib; kurz, „er lebte“ nach dem Sprüchwort „wie unser Herrgott in Frankreich“.

Da geschah nun ein Wunder. Er merkte nämlich auf einmal, daß er von Tag zu Tag kräftiger, jünger und schöner wurde; ja, bald verwandelte er sich ganz und gar in einen Jüngling, der in seiner schönsten Jugendblüte steht. Dies aber war natürlich der schönen Türkenprinzessin auch keineswegs entgangen; sie fand daher nach und nach großen Gefallen an ihm und war besonders, wie auch ihr Vater, von dem Zitherspiel unseres Renatus ganz bezaubert. Da nun dieser noch unbeweibt war und sie auch ihm gar wohl gefiel, so fragte er sie eines Tages, ob sie seine Frau werden wolle und sie sagte

nicht nein; auch ihr Vater willigte ein, jedoch unter der Bedingung, daß sie bei ihm bleiben müßten, so lange er lebe. Dies wurde denn nun auch beschlossen und dann fröhliche Hochzeit gehalten.

So lebten sie alle drei zusammen herrlich und in Freuden, bis der alte Türkenfürst gestorben war; dann aber konnte es Renatus nicht mehr länger aushalten, denn er bekam, je länger, je ärger, das Heimweh nach Hackpiffel. Seine Frau, Zornaide hieß sie, bemerkte zu ihrem Schmerz, daß er immer trauriger ward, und auf ihre dringenden Fragen nach dem Grunde davon, gestand er es ihr denn endlich; da sie

nun aber ein ebenso gutes, als vernünftiges Frauenzimmer war und befürchtete, ihr Mann könne vor Heimweh zuletzt noch ganz krank werden, so willigte sie ein, mit ihm nach Hackpiffel zu ziehen. Sie nahmen daher all ihre Reichthümer zusammen und reisten Tag und Nacht, bis sie schließlich wohlbehalten nach Hackpiffel in Thüringen kamen, wo die Leute natürlich Mund und Augen weit aufsperrten, als sie die schöne, fremde Türkenfrau aus dem Lande Asia, noch vielmehr aber noch, als sie den verschollenen Schulmeister Renatus sahen, den sie längst für gestorben und verdorben gehalten, und der nun noch obendrein so jung und schön und über die Maßen reich



Renatus warf die geleerte Flasche hoch in die Luft.

wieder zum Vorschein kam; anfangs schüttelten sie die Köpfe, konnten die Sache nicht begreifen und meinten, das könne nicht mit rechten Dingen zugehen; als sie aber erst von seinen Abenteuern hörten, da wollte ihre Verwunderung kein Ende nehmen. Mancher vorwitzige Bursche meinte dann zwar: um solchen Preis wolle er wohl auch den Teufelsritt nach dem Lande Asia wagen, wenn er nur für gewiß wüßte, daß er schließlich mit einer so schönen Prinzessin und besonders mit so schweren Geldsäcken zurückkäme; aber Renatus, wenn er solche Prahlereien hörte, lächelte nur mitleidig über diese Grobhanse und meinte: sie wüßten nur nicht, durch was alles man da zuerst hindurch müsse.

Renatus und seine Frau, Zornaide, lebten darauf noch lange und glücklich miteinander, und da sie zuletzt auch in ein und derselben Stunde starben, so legte man sie zusammen in ein Grab; den Stein, welcher es deckt, kann man noch heutigen Tags auf dem Friedhof in Hackpöffel sehen. Kinder hatten sie keine, und was aus ihrem großen Reichtum geworden, weiß man auch nicht recht; viele meinen, er sei in der alten Rotenburg vergraben worden.

Dies die Sage von dem Schulmeister Renatus, so wie sie in der Umgegend der Rotenburg erzählt wird.

Da nun aber so ziemlich jeder Sage irgendwelche wirkliche Thatsache zu Grunde zu liegen pflegt, die dann im Lauf der Zeit meist mehr und mehr ausgeschmückt weiter erzählt wird, bis sie endlich an's Wunderbare streift, so wird dies auch mit der hier mitgetheilten der Fall gewesen sein. Der Kern derselben ist, unseres Erachtens, etwa folgender:

In der Umgegend der Rotenburg mag vor vielen Jahren ein Mann gelebt haben, der vielleicht, wie unser Renatus, in der Wahl der Mittel, um zu Reichtum zu gelangen, nicht allzu wählerisch gewesen sein dürfte; befaßte er sich doch sogar mit der schwarzen Magie! Dieser Mann nun scheint von einem Mächtigen zu einer lichtscheuen That benützt worden zu sein, worauf

er vermutlich das Weite hatte suchen müssen. Vielleicht wollte jener Mächtige sich des unbequemen Mitwissers entledigen, indem er ihm, dem ungeübten Reiter, ein sehr wildes Pferd zur Flucht gab. Die Wirkung aber der Musik auf Pferde sowohl, als auch auf manche andere Tiere, ist bekannt. Der Flüchtling entging der Gefahr jedoch durch irgend einen glücklichen Umstand, machte in der Fremde sein Glück und kehrte erst nach Jahren in die Heimat zurück, nachdem er sich wahrscheinlich über seine Sicherheit dort zuvor vergewissert hatte.

Daß er, der Sage nach, trotz des mutmaßlichen Vergehens, dem zu widerstehen er vielleicht nicht genug moralischen Mut gehabt hatte, dennoch ein glückliches Leben geführt habe, darf uns nicht befremden; denn einmal hatte er vielleicht schon genug gebüßt und bereut — und dann auch nicht „alle Schuld rächt sich auf Erden“, wie der Dichter behauptet —, wenigstens nicht immer äußerlich uns sichtbar. Wir können diese Erfahrung oft genug im Leben machen. Das Volk aber, bei seiner ausgesprochenen Neigung zum Wunderbaren, hatte jene Begebenheit nach seiner Weise weiter ausgeschmückt; vielleicht auch hatte der schlaue Schulmeister diese Neigung geschickt benützt und demgemäß seine Abenteuer erzählt.

Abkürzungen und deren Bedeutung.

Im schriftlichen Verkehr wie im Druckverfahren werden oftmals Abkürzungen gebraucht, von denen man annimmt, daß sie jedermann bekannt sind: z. B. zum Beispiel, u. und, u. f. w. etc. zc. und so weiter, d. M. dieses Monats, d. J. dieses Jahres, u. Cie. und Compagnie, S. R. P. Seine Königliche Hoheit, S. M. Seine Majestät, F. f. oder Forts. f. Fortsetzung folgt, M. H. Meine Herren, B. a. Bitte abzugeben, sen. (senior) der Aeltere oder der Vater, jun. (junior) der Jüngere oder der Sohn, resp. (respektive) beziehungsweise, pens. pensioniert, i. B. in Vertretung, i. B. d. B. in Vertretung des Bürgermeisters, a. D. außer Dienst, R. I. P. (Requiescat in pace) er ruhe in Frieden, P. P. (praemissis praemittendis) nach Vorausschickung des Vorauszuschickenden, oder kurz gesagt: statt der Anrede.

Weniger gebräuchlich sind folgende: U. A. w. g. Um Antwort wir gebeten, U. A. z. n. Um Abschied zu nehmen. Letzteres findet man auf Visitenkarten und wird von vornehmen Leuten angewendet, wenn sie sich bei jemand verabschieden

und doch nicht verabschieden wollen (wenigstens nicht persönlich); man läßt dann auf die Visitenkarte das U. A. z. n. drucken und schickt sie den Betreffenden per Post. Man nennt dieses Verfahren „den Anstand beobachten“.

Wenn jemand gerichtlich verurteilt wird, bekommt er das Urteil auf einem Bogen Papier schwarz auf weiß zugestellt und obenan stehen die Buchstaben: V. R. W., das heißt: Von Rechts wegen. Dieses V. R. W. wird wohl deshalb oben hin gesetzt, weil kein Verurteilter der Meinung ist, daß ihm mit der Strafe, die er bekommen, Recht geschehen ist. In das gleiche Fach gehört J. S. In Sachen. E. G. heißt Eingetragene Genossenschaft. Vier F übers Kreuz gestellt ist das Turnerzeichen und heißt: Frisch, fromm, fröhlich, frei. J. D. heißt zur Disposition, auf deutsch zur Verfügung, und wird hauptsächlich angewandt bei Offizieren, wenn sie um Enthebung ihres Postens nachsuchen; sie werden entlassen unter der Bedingung des Wiedereintritts bei Bedarf.

Auf Petschaften findet man hie und da die Inschrift: „1. Makkabäer 12, 18“, weil daselbst